

Der Ölerfelix

Autor(en): **G.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **33 (1929-1930)**

Heft 24

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672876>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Fressen ab —, aber fangen ließ es sich nicht mehr. Ganz geschickt mußte es allen Nachstellungen auszuweichen und somit war ganz ausgeschlossen, es Liebhabern, welche sich für die Überwinterung meldeten, zuzustellen. Seine Freiheit wollte es als letztes Gut bewahren.

Nach und nach unternahm es weitere selbständige Flüge und lernte seine Nahrung selber suchen. Immer jedoch kehrte es auf den Abend zurück. Von einer Reise brachte man ihm Mitte August einige frische Fische, eine besondere Lieblingspeise, zumal in dem heißen, trockenen Sommer. Diese verschluckte es zum Abschiede, denn Tags darauf war es verschwunden. Leute sollen es noch während einiger Zeit in den Feldern um das Dorf herum beobachtet haben, aber heim kam es nie mehr.

Im Oktober brachte eine Zeitung die Notiz, daß sich auf dem Kapuzinerkloster in Sarnen ein Storch niedergelassen hätte, der wahrscheinlich den Anschluß an seine Kameraden verfehlt habe. Auf direkte Anfrage und die Bitte, das Tier wenn möglich einzufangen und zu pflegen, kam von dem Prior folgende Antwort: „Traglicher Storch befindet sich nicht bei uns, sondern er ist nur einmal auf unserem Kirchendache übernachtet. Derselbe befindet sich jetzt noch in Sarnen, hat aber seine Residenz anderswo aufgeschlagen. Er ist gestern Abend noch auf einer Matte in der Nähe von Sarnen gesehen worden. Hier im Kloster können wir ein solches Tier nicht beherber-

gen, weil der Platz fehlt. Wir haben nämlich hier nur ein ganz kleines Klösterlein ohne Stallung.“ Noch später traf aus Kerns von Bekannten die Meldung ein, der betreffende Storch in jener Gegend sei verunglückt!

War's unser Pflegling, der seine Freiheit lieber mit dem Leben bezahlte, als in Gefangenschaft zu wandern und dem Verhängnis trotz besten Willens und vieler Mühe von seiten seiner Beschützer nicht entinnen konnte? Es ist nicht sicher. Mit einem Erkennungszeichen wollte man das Tier seinen Kameraden nicht verdächtig machen.

Manch einer wird sich durch diese Storchentragödie wenig rühren lassen und am Ende gar höhnisch die Achseln zucken ob unsern erfolglosen Bemühungen. Schauen wir etwas tiefer! Die Tierwelt hat unter der Oberaufsicht, die der Mensch auf dem Erdball ausübt, schon bitter genug gelitten. Der Einblick in all ihre traurigen Schicksale muß Mitleid und Erbarmen erwecken, und niemand kann es unter seiner Würde halten, leidenden und verfolgten Tieren zu helfen wie franken Menschen. Es ist auch ein Zeichen freiheitlicher und fortschrittlicher Gesinnung, wenn der Mensch als der Herr der Erde seine Mitgeschöpfe bettet und pflegt und nicht blind drauf los wütet, bis schließlich nur noch Ochsen und Kühe herumlaufen und die frechen Spazierer als alleinige Bewohner der Lüfte freischn.

Zuversicht.

Wir sind wie fallend Laub
Im Herbst. Vielleicht schon morgen
Ruhst unser Leib in kühler Gruft geborgen,
Dem Lichte fern — ein bischen Erdenstaub.

Ich bin voll Zuversicht,
Es werde nicht mein Geist mit eingeschlossen,
Der, nicht dem irdischen Gefühl entsprossen,
Die Hülle, die ihn fesseln will, zerbricht.

Wie wenig oder viel
Ihm hier zu wirken ward gegeben:
Er steigt hinauf, ein unerschöpflich Leben
Durchwandernd zu nur Gott bekanntem Ziel.

H. Thurow.

Der Storfelig.

Vor einem Jahre wanderte ich in den Vorfrühlings Tagen durch das feld- und walddreiche Tal meiner Heimat drunten im Zürcher Unterland. Durch die silbernen Stämme der Birken wehte noch der Dunst der nassen Frühlingzeit. Der Waldboden hatte sich noch nicht völlig begrünt, aber die Birken, diese zartesten und

doch mutigsten Bäume, kannten kein Zagen mehr; fröhlich und zuversichtlich ließen sie ihre grünen Schleierfahnen durch die noch kühlen Lüfte wehen, als wüßten sie, daß mit ihrem Grün der Frühling wirklich kommen muß.

Ich kam unter anderem auch durch den an stillem Berghang ganz nahe beim Walde gele-

genen Hof Schüpfheim, der genau ein Duzend Firsten zählt. In den eben im Aufblühen begriffenen Kirschbäumen bei den Häusern jubilierten die Stare, in den Pappeln lärmten die Spazier, auf den Wiesen „weideten“ die Hühner, und mitten auf dem Platz des einsamen Hofes plätscherte ein Röhrenbrunnen sein kristallklares Wasser in das große, steinerne Becken. Vor einem breit und behäbig dastehenden Riegelhaus machte ein kräftiger Bauer, wohl zum ersten Mal in diesem Jahr, den Pflug bereit zur Ausfahrt ins Feld. Er hatte das schöne Bauernhaus vor dreißig Jahren erworben, als der alte Olerfelix, sein Erbauer und langjähriger Inhaber, das Zeitliche gesegnet hatte.

Der Olerfelix war nicht in Schüpfheim geboren. Er stammte aus einem andern Seitental des Zürcher-Rheins, wo seine Vorfahren eine alte Bauernmühle samt „Öli“ und „Ribi“ betrieben hatten. Als diese verarmt waren, und die Mühle „unter den Hammer“ kam, verließ der junge Olerfelix mit seiner noch jüngeren Frau den kühlen Grund des väterlichen Besitztums und kaufte in Schüpfheim eine welt-einsam am Wiesenhang gelegene, abseitige Hütte. Das junge Paar war blutarm an Geld, aber reich an Jugend, Gesundheit, Kraft und Gottvertrauen. Mit ihren sonngebräunten, sehnigen Armen griffen die beiden überall wacker zu, wo eine Arbeit zu verrichten war, und bald hatten sie es durch eigene Kraft zu zwei eigenen Röhren, einigen Wiesen und Ackerchen gebracht. Obwohl sie für drei Kinder zu sorgen hatten und der eigene Besitzstand sich von Jahr zu Jahr mehrte, fanden die schaffigen Leute immer noch Zeit, reichen Bauern im Heuet und in der Ernte bei der Arbeit zu helfen. Als sein Viehstand auf vier Haupt angewachsen war, wurde es dem Olerfelix zu eng in seiner haufälligen Hütte. Er kaufte mitten im Hofe Schüpfheim um wenig Geld einen geeigneten Platz und erbaute sich darauf das oben erwähnte Riegelhaus. Die Zufuhr des gesamten Baumaterials besorgte er selbst mittelst des eigenen Viehs, und zwar meist des Nachts, weil es Sommer war und der Felix und seine Frau auf dem Felde „alle Hände voll“ zu tun hatten. Sagten abends die Maurer zu dem spät vom Felde heimkehrenden Felix: „Wir können morgen nicht mehr weiter arbeiten, es fehlt an Sand und Steinen,“ so sagte Felix: „Kommt nur, die Sache läßt sich schon machen“.

Während der Nacht führte er dann aus Sandsteinbruch und Kiesgrube so viel Material zu, daß die Maurer wieder acht Tage arbeiten konnten. Auf gleiche Weise verfuhr er, wenn die Zimmerleute klagten, es mangle ihnen an Holz für den Riegelbau.

Ich habe den Olerfelix noch gar wohl gekannt und mit eigenen Augen gesehen, wie der schon alternde Mann abends, wenn die andern Bauern Feierabend machten, einen großen Tragkorb auf den Rücken nahm und im nahen Walde Moos holte zu Streue für seinen mittlerweile auf zwölf Haupt angewachsenen Viehstand. Zu Hause waltete die schaffige, brave Frau ihres Amtes, indem sie in Stall und Stube zum Rechten sah, wobei die Kinder ihr getreulich an die Hand gingen.

Draußen auf dem Felde pflegte der Olerfelix, auch zur Zeit der angestrengtesten Arbeit, sich beim „z'Müni“ und „z'Abigessen“ nicht hinzusetzen wie andere Bauersleute; er — kniete lediglich für einige Augenblicke auf den Erdboden hin und nahm sein Essen auf diese Weise ein. Fragte ihn gelegentlich jemand, warum er sich nicht auch hinsetze wie die übrigen Bauern, so antwortete er: „Man vergißt auf diese Weise das Aufstehen weniger“. Ich erinnere mich noch wohl, mit welcher Ehrfurcht ich einst in Begleit von Vater und Mutter an dem Acker vorübergegangen bin, auf dem der Olerfelix — der große, sehnige, breitshoulderige Mann — kniend beim „z'Abig“ saß.

Ich habe an schönen Sonntagvormittagen des Frühsommers, wenn ich mit meinen Kameraden in den Wald hinauszog, den Olerfelix auch beobachtet, wenn er, sonntagsfeiernd, seine Halmenfelder und blühenden Ackerfelder entlang schritt. Es war kein eigentlicher Weg vorhanden, bloß ein ganz kleines, die Acker trennendes Streifchen, eine Furche oder ein „Gräblein“, und die Halme standen von beiden Seiten so dicht zusammen, daß der Felix seine Füße nicht sehen konnte, und die Roggenhalme waren so hoch, daß kaum sein Kopf darüber hinausragte. Wie leuchteten die stillen, grünen Felder auf im Glanze der Sonntagsmorgensonne! Wie wellten sie leise und schillerten im Sonnenschein, wenn der leise Morgenwind sanft die Halme streichelte! Der Olerfelix hätte wohl kaum die rechten Worte gefunden für die Poesie des sonntagstillen Feldes; aber er spürte deren geheimes Walten. Mit stiller Freude schaute er über die Acker hin, auf

denen unter der Einwirkung von Gottes Sonne und Gottes Regen eine verheißungsvolle Saat der Ernte entgegenreiste. Schweigsam ging er seinen Pfad. Wer beständig den Karst und den Pflug zu Gefährten hat, wird von selbst schweigsam. Er empfand ein stilles Glück, aber zugleich auch ein heimliches Bangen, denn schon manchmal hatte er alles gleichsam in Morgenherrlichkeit gesehen und war dann am Ende doch bitter enttäuscht gewesen, wenn Hagelschlag die Ernte vernichtet hatte. Der Olerfelix fühlte in solchen Stunden wohl ganz besonders deutlich seine Abhängigkeit von einem höheren Walten — er ward seiner Ohnmacht und Gottes Allmacht bewußt. Er liebte, was er gepflanzt hatte, fast wie etwas Lebendiges, und jedes Unglück, das über seine Felder kam, tat ihm im Herzen weh und nicht bloß im Kopf wegen dem erlittenen Schaden, obschon er diesen nicht gering ansah. Geriet die Ernte, standen volle Scheunen in Aussicht, so war sein Herz voll stillen Hoffens und Dankens, und was will der Mensch mehr?

Die Sonntage waren für den Olerfelix und seine tapfere Frau die Sterne im Leben, die Tage, wo sie neu sich stärkten mit geistiger Notdurft zur weiteren Wanderschaft. Unbeschreiblich wohl war es den beiden, wenn sie am Sonntagnachmittag auf dem Gartenbänklein in der Sonne sitzen, in süßem Behagen die Stunden verrinnen lassen und dem stillen Sinnen sich hingeben konnten. Wie freuten sie sich der schönen Stunden, wo sie ungestört von der Hast des Alltags, nachdenken konnten über das Vergangene und das Zukünftige, wie Gott ihnen schon so manches Mal geholfen und wohl auch fernherhin helfen werde.

Wenn der Olerfelix an sonnigen Herbst- und Frühlingstagen die für die Aussaat des Getreides bestimmten Acker pflügte und eggete,

ruhte er am Abend nicht eher, als bis von der auf die Feldstraße geratenen Ackererde das letzte „Stäublein“ wieder drinnen im Acker ruhte. Dabei mußten ihm der Sohn und die beiden Töchter zur Hand gehen. Als Saatgut verwendete er nur die besten Körner, und peinlich genau war er beim Säen selbst. Mit einem stillen „Jetzt walt' Gott bis übers Jahr“ verließ er abends das Feld. Wenn in der schweren Erntezeit über Mittag sich der Schlaf einmal gar zu mächtig in ihm regte, legte er für einige Augenblicke die Arme auf den Tisch und den Kopf darauf, und dann ging's wieder an die Arbeit.

Als er siebenzig Jahre gewandert war in Treue, Anspruchslosigkeit und Rechtschaffenheit auf oft schwerem Wege, befand er sich eines heißen Sommernachmittags in der Erntezeit beim Garbenbinden auf dem Felde. Schwarze Wolken stießen mehr und mehr über den Bergwald vor und verkündeten ein heraufziehendes Gewitter. Der Olerfelix verdoppelte seine Kräfte. Schon hatte er zwei Reihen goldener Weizengarben gebunden, als er plötzlich innehalten mußte. „Es wird mer so gspässig,“ sagte er zu seiner neben ihm stehenden Frau. „Ruh' dich einen Augenblick aus und trink ein Glas Wein,“ sagte diese, „dann geht's vorüber“. Der Olerfelix tat, wie ihm seine Frau geraten. Er kniete, seiner Gewohnheit gemäß, ein Weilchen auf die Erde und trank einen Schluck Wein. Da fuhr ein mächtiger Donnerschlag übers Feld hin. Der Olerfelix wollte sich rasch erheben, um die angefangene Arbeit zu Ende und den goldenen Weizen in die Scheune zu bringen — da brach er lautlos zusammen. Ein Schlaganfall hatte ihn getroffen. Auf dem Acker seines Lebens, inmitten goldener Garben, hatte der Tod ihn überrascht und ihm die Arbeit für immer aus der rastlos tätigen Hand genommen. G. B.

Arm und reich.

Auf dem Friedhof wandelt ich und sah
Bald zwei Gräber, stich einander nah.
Die dort friedlich ruhten, arm und reich,
Nun im Tode sind sie beide gleich.

Eines trug — von ferne schon zu schaun —
Stolz ein Denkmal, kunstrecht ausgehaun,
Und zu künden, wer der Tote war,
Prangt in goldnen Schriften Nam' und Jahr.

Auf dem andern, wohl nicht minder wert,
Lag mit schlechtem Straßenstein beschwert
Nur ein Zettel, drauf von Kinderhand
„Wiedersehn!“ mit Blei geschrieben stand.